

Nr. 244. Bromberg, den 23. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(7. Fortsetzung.)

Ines sitzt am Montagvormittag im Schreibzimmer des Imperial. „Lieber Askan!“ steht schon in schwungvoller Kontorschrift auf dem violetten Bogen mit silbernen Initialen. Ines hätte gern das Hotelpapier mit dem eindrucksvollen Kopf genommen, aber das hätte zu Erklärungen genötigt, für die Askan nicht immer das nötige Verständnis besaß.

„Lieber Askan“ ist längst trocken. Ines beißt auf die Spitze des Federhalters, bis ihr einfällt, daß das vor ihr schon jemand anders getan haben könnte ... Im dunkelgrünen Schreibzimmer ist es erwartungsvoll still. Der ganze Raum scheint zu sagen: Du mußt — wir warten!

Ines gibt sich einen Ruck. Sie weiß, was sie will. Und dann fliegt die Feder rasch und zielsicher übers Papier. Es wird ein sehr diplomatisches Schreiben. War es etwa das Vorrecht reicher Leute, ihre Ehen durch Heiratsverträge zu sichern? War es unanständig, wenn sie dasselbe tat? Etwas von einem Liebesbrief muß aber auch hinein — der Instinkt ihrer Art läßt sie auf diesen Hebel als den wirksamsten drücken.

Jemand tritt hinter ihr ins Zimmer. Der Smyrna dämpft den Schritt der Kreppsohlen zur Unhörbarkeit. Ein Schatten fällt über ihre Schulter; es riecht nach Zigaretten und Friseur. Ines steht auf.

„Sie sind also nicht abgereist?“ Vitry hat die Anrede auf dem Brief gelesen. Auf seinem Gesicht liegt verhaltene Erregung, die Ines nicht ganz richtig deutet. Sie lächelt ziellos über das Papier hinweg.

„Ich bin sehr glücklich, Sie noch hier zu treffen, Fräulein Ines“, murmelt Vitry. „Ich komme deshalb so früh und unangemeldet. Ich hatte es nicht gehofft — tatsächlich.“ Er hält den forschenden blaugrünen Augen mit stummer Ergebenheit stand.

„Warum nicht?“

„Ich hatte gestern abend nicht den Eindruck, Sie wiedersehen zu dürfen. Nach der Verabschiedung, die mir zuteil wurde ...“

„Sie waren durchgedreht!“ stellt Ines schonungslos fest. „Und betrunken waren Sie auch! — Setzen Sie sich nur hin! Ich bin gleich fertig.“

Vitry setzt sich auf den nächsten Sessel. Von der Seite betrachtet er Ines, die weiterschreibt. Grotesk! denkt er. Aber es ist der Vorzug vieler Frauen, kein Gefühl dafür zu haben. Er gäbe viel darum, den Inhalt dieses Briefes zu kennen.

Ines liest ihn noch einmal durch, verbessert sorgfältig ein paar Stellen. „So.“ Sie steckt den Brief in den Umschlag.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie an den gestrigen Abend zu erinnern“, — mit diesem überflüssigen Vorbehalt zieht Vitry ein kleines Paket aus der Tasche — „möchte ich versuchen, hiermit einen besseren Eindruck zu machen.“

Während Ines gespannt zusieht, was aus dem Seidenpapier geschält wird, erinnert sie sich plötzlich der nächtlichen Heimfahrt. Vitry überreicht ihr ein blaues Samtetui. Ines blickt sprachlos auf eine sehr zarte, ebenmäßige Perlenschnur. Die einzelnen Perlen sind von vollendeter Rundung und haben einen hauchfeinen rosa Anflug. „Mein Gott! Für mich? Echte?“ Fassungslos blickt sie auf Vitry, das Blut steigt ihr über den Hals in die Wangen.

„Natürlich echte. Meinen Sie, ich schenke Ihnen unechte Perlen, Ines? Wir hatten es doch so abgemacht.“

„Sind Sie denn so reich?“ fragt Ines mit scheuer Hochachtung.

„Kommt darauf an, was man darunter versteht.“ Selbstverständlich läuft diese Ausgabe zum größten Teil unter Geschäftsspesen, aber das geht Sie nichts an.“

Ines zieht die Schnur liebkosend durch die Finger. „Ich habe keine Ahnung, was so etwas kostet. Sonst weiß ich es eigentlich immer. Aber hier? Sie sind wunderschön, die Perlen! Darf ich sie gleich umlegen?“ Ihre Begeisterung hat etwas rührend Unbefangenes.

„Ich werde Ihnen behilflich sein. Das Schloß muß genau gesichert werden. Sehen Sie, so!“ Vitry zeigt den doppelten Verschluß. Dann legt er Ines die Kette um den Hals.

Sie hält still, mit steifem Genick. „Ich danke Ihnen, Prinz!“

Vitry befestigt umständlich die Sicherung. Er braucht geraume Zeit dazu. Plötzlich zuckt Ines zusammen. Sie hat seine Lippen gefühlt.

„Gehört das dazu?“ fragt sie hart.

„Ines!“ Mit einer zaghaften Gebärde hebt er die Hände. „Ja?“

„Nein.“ Wird sie die Kette nun behalten?

„Wie Sie wünschen“, sagt Vitry.

Ein scharfer Blick flimmert zu ihm hin. „Spiel — ja? Sie irren: Die Rechnung stimmt nicht!“

„Sie sind grausam, Ines!“

„Keine Spur! Bloß nicht dumm — wie man vielleicht denkt.“ Lächelnd die Zähne zeigend, lehnt sie am Schreibtisch.

„Ich habe Sie nie für dumm gehalten. Wirklich nicht.“

„Na also — dann bin ich beruhigt!“ Damit dreht sie sich um und räumt ihre Schreibsachen zusammen.

„Wollen wir frühstücken gehen?“ fragt Vitry vorsichtig von rückwärts. „Ich hatte an die Kurterrasse gedacht.“

„Meinetwegen. Wenn Sie sich gesittet betragen wollen?“

„Ich werde es versuchen.“

Sie geht voran. Der Brief an Molitor ist liegen geblieben. Vitry nimmt ihn an sich. Während sie nach oben fährt, um ihren Hut zu holen, läßt er ihn vom Portier frankieren.

„Wann geht der nächste Dampfer nach Australien ab?“

„Sicher von Antwerpen? Wann, kann ich nicht genau sagen, Durchlaucht“, bedauert der Portier. „Sie müßten sich schon auf dem Reisebureau erkundigen. Ich glaube: morgen — die „Leverkusen“. Aber, wie gesagt —“

„Danke.“

Während des Frühstücks auf der Kurterrasse ist Vitry wieder blendender Laune. Er trinkt, lacht, erzählt schmissige Witze und starrt in den Pausen sein Gegenüber an.

Ines sieht in ihrem hellen Sommerkleid bezaubernd aus; auch ein innerer Triumph läßt sie strahlen. Zuweilen greift sie mit der Hand nach der Perlenkette, ob die auch noch da sei. Mitunter zieht auch ein Schatten über ihr Gesicht. Das ist, wenn sie an Molitor denkt und an die Hungerfarm. Aber wer weiß, ob nicht auch dieser Schatten schwindet? „Was ist eigentlich aus dem Brief geworden?" fragt sie plötzlich.

„Ich habe ihn aufgegeben."

„Ja? Dann ist es ja gut." Sie zerkrümelt nachdenklich den Rest ihrer Eiswaffel. Der schwere Wein am hellen Tage macht sie müde. „Nachher muß ich ein bißchen schlafen", erklärt sie.

Vitry bringt sie zum Hotel zurück, wo er sich formell verabschiedet. Es wird verabredet, daß er sie abends zu einer Partie Roulette ins Kasino abholen soll. „Also — auf Wiedersehen!"

Vom Hotel geht Vitry zum Reisebureau der Austral-Linie. Jawohl: Die „Leverkusen" verläßt morgen früh den Antwerpener Hafen. — Der Brief wird noch den Anschluß erreichen? — Zweifellos — Gott sei Dank! Nebenher fragt Vitry nach der Passagierliste. — Gewiß, bitte! — Warum eigentlich? Aber dann wird er unvermittelt rot und blaß. „Wann geht der nächste Zug nach Antwerpen?"

„Heute abend 20,10 Uhr."

Als Ines um acht ein Billett gebracht wird, reißt sie es hastig auf. Was bedeutet das? Plötzliche Abreise? Ihre Hände zittern, ohne daß sie es merkt.

„Seine Durchlaucht Prinz Vitry möchte Herrn Doktor sprechen", meldet Osterhuis, das „Mädchen für alles" in Hemptins Junggesellenhausstand, und macht ein fragendes Gesicht.

Es ist kurz nach acht. Hemptin sitzt in seinem flämischen Eßzimmer beim Frühstück. Sein orangeroter Seidenschlafrock, resedagrün gemustert, eine dicke Importe und die umherliegenden Morgenblätter erzeugen eine Atmosphäre von Behaglichkeit. Er denkt einen Augenblick nach.

Osterhuis, an der Tür, schnüffelt leise. Als Hemptin ihm darauf gereizt das Gesicht zuwendet, zwinkert er nervös mit fast wimperlosen Lidern. Dazu hat er eine lange, spitze Nase, die merkwürdig beweglich und immer etwas feucht ist. Deshalb schnüffelt er, was für Hemptin ein tägliches Martyrium bedeutet.

„Habe ich Ihnen nicht vorige Woche ein Dutzend Taschentücher geschenkt?" fragt Hemptin streng.

„Jawohl, Herr Doktor", bestätigt Osterhuis und hält die Luft an.

„Warum benutzen Sie sie denn nicht? Führen Sie Seine Durchlaucht ins Herrenzimmer — aber putzen Sie sich vorher gefälligst die Nase! Verstanden?"

„Verstanden!" echot Osterhuis, schnüffelt und verschwindet.

Hemptin geht ins Schlafzimmer, vertauscht den Schlafrock mit dem Jacket und tritt gleich darauf ins Herrenzimmer.

Vitry steht zwischen den Fenstern, wo unter Glas Hemptins Versteinerungssammlung untergebracht ist. Er hat es auf dem ihm angewiesenen Platz nicht ausgehalten und starrt gedankenverloren auf vertrocknete Eidechsen und Schildkröten, auf graue Steine, die die Abdrücke fossiler Skelette, winziger Käfer und geheimnisvoller Kriechspuren verschollener Reptilien aufbewahrt haben.

„Ah — Sie bewundern meine kleine Raritätensammlung, Durchlaucht? Interessant, nicht? Guten Morgen! Ich hatte nicht gedacht, Sie heute schon hier zu sehen."

„Ich auch nicht, Herr Doktor", erwidert Vitry. „Ich war sehr überrascht zu erfahren, daß Fräulein ter Steegen sich nach Australien eingeschifft hat. Wußten Sie davon?"

Hemptin zieht die Nase kraus; er schließt einen der Glaskästen auf und entnimmt ihm die Versteinerung einer seltsam geformten Schnecke, die er eingehend betrachtet. „Das ist meine neueste Erwerbung — fünftausend Jahre alt, mindestens. Fabelhaft! Sie müßten sich so ein Ding mal durch die Lupe ansehen! Sie haben doch etwas Zeit? Es ist komisch, von Zeit zu sprechen, wenn man so ein paar tausend Jahre in der Hand hält . . . Finden Sie nicht auch?"

Ist er verrückt? denkt Vitry. Oder macht er sich über mich lustig?

Aber keines von beiden ist eigentlich der Fall: Für Hemptin ist allen Ernstes die versteinerte Schnecke im Moment wichtiger.

„Ich habe leider gar kein Verständnis dafür", sagt der Prinz gereizt. „Und auch keine Zeit."

„Schade!"

Hemptin legt vorsichtig die Schnecke an ihren Platz. „Ja, meine Nichte ist vor einer Stunde mit der „Leverkusen" abgefahren. Ihr Entschluß hat mich gar nicht so sehr überrascht. Kann man es ihr verdenken, daß sie die Lage dort selber in Augenschein nehmen will? Sie ist großjährig und sehr selbständig."

„Tatsächlich!" stimmt Vitry, noch immer gereizt, bei. Der Aufforderung Hemptins folgend, hat er endlich Platz genommen. „Ich habe sie übrigens heute morgen noch gesprochen."

„Ach nee!" Hemptin hat sich überrascht vorgebeugt. Das ist ihm neu.

„Jawohl. Zufällig bekam ich gestern die Passagierliste der „Leverkusen" in die Hände. Ich fuhr noch abends von Ostende ab und traf heute früh hier ein, um mich von Fräulein ter Steegen zu verabschieden und ihr glückliche Reise zu wünschen."

„Tja . . ." Hemptin legt seine faltigen Finger über dem Magen zusammen. „Tja, tja — diese modernen Mädchen! Sie hat ihren Vater und mich ihren Entschluß erst wissen lassen, als er nicht mehr rückgängig zu machen war. Das wäre wohl auch so nicht in Frage gekommen. Überhaupt: die Frauen von heute! Rekorde — Wahlrecht — Lippenstift . . . Was macht übrigens Fräulein Discail?"

Vitry hebt den Kopf und sieht Hemptin unschlüssig an. Lächelt der wirklich, oder hat er von Natur diese satirische Grimasse? „Ich kann es nicht sagen. Ich hoffe, sie verlebt einen angenehmen Urlaub in Ostende."

„Das hoffe ich auch", nickt Hemptin. „Haben Sie eigentlich schon gefrühstückt, Durchlaucht?"

„Ich? Nein — ich wollte jetzt ins Hotel."

Hemptin steht auf, geht zur Tür und klingelt. „Osterhuis kann Ihnen eine Tasse Kaffee kochen. Er macht das sehr gut. Es ist Ihnen doch recht?"

„Sehr freundlich! Vielen Dank! Ich möchte Ihnen aber keine Umstände machen."

Vor der Tür hört man energisches Schnauben; dann tritt Osterhuis ein und nimmt, nervös blinzelnd, den Auftrag entgegen.

„Ich habe gelesen", sagt Hemptin dann, „daß eine Umstellung in der Direktion der Standard-Minen-Company beabsichtigt sei. Die Entscheidung darüber soll auf der Generalversammlung in acht Wochen fallen. Ist das richtig?"

„Es ist richtig. Gregoriew, der Zweite Direktor, ist der Urheber aller Machenschaften, die sich gegen Mackenzie richten. Er ist gebürtiger Russe mit kommunistischen Ideen. Die Selbstherrlichkeit Mackenzies ist ihm ein Dorn im Auge. Er hat einen großen Teil der Aktionäre hinter sich gebracht, dieser Gregoriew, obwohl auf der Hand liegt, daß nur Mackenzies Regie die Dividenden auf ihre gegenwärtige Höhe brachte. Gregoriew behauptet, sie könnten ohne Mackenzie noch höher sein. Die Entscheidung ist auf der Generalversammlung zu erwarten. Das stimmt."

„So", sagt Hemptin, nachdem Osterhuis den Kaffee serviert hat. „Wann wollen Sie nach dem Haag fahren, Durchlaucht?"

„In den nächsten Tagen; vielleicht auch erst in der nächsten Woche. Ich habe hier noch einige Nachrichten abzuwarten. Es handelt sich um einen Abschluß, der von ausschlaggebender Bedeutung für die Company und Mackenzies Pläne sein könnte."

„Hier?"

„Hier und drüben." Vitry, der nicht die Absicht hat, mit Ines Discails Chef weiter auf den Gegenstand dieses Geschäfts einzugehen, sieht nach der viereckigen Armbanduhr.

„Ich wünsche Ihnen also guten Erfolg", sagt Hemptin. „Auch für mich wird es allmählich Zeit, auf das Büreau zu gehen. Sie sind wahrscheinlich müde?"

„Sie haben es erraten." Mit einem entschuldigenden Lächeln versteckt Vitry sein Gähnen hinter der Hand. „So eine Nachtfahrt ermüdet. Tatsächlich. — Ich werde Sie von meiner Abreise nach Holland verständigen, Herr Doktor.

Vielleicht begleiten Sie mich? Man wird mit Mijnheer ter Steegen über den Vertrag sprechen müssen."

„Das wird man! Vermutlich wird mein Vetter im wesentlichen einverstanden sein, zumal seine Tochter durch ihre Reise dem Plan doch sichtlich nähergetreten ist. Finden Sie nicht auch? Der Augenschein dürfte ihre Entschlüsse zweifellos günstig beeinflussen."

Das würde Vitry selbstverständlich sehr freuen. Und er zweifelt nicht daran.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Aepfel reif sind.

Von Theodor Storm.

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Staket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an der Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens, auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke, ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber kletterte ein untersetzter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen, denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen von allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke stillgestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den anderen in kurzen regelrechten Pausen.

Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln, eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbarts und seiner ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblick aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest seine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf, aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine Weile; endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!"

„Spitzbube!"

„Den ganzen Sommer haben Sie über den Zaun geguckt!"

„Wart' nur, ich werde dir einen Denkzettel machen!" und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!" sagte er.

„Manchester, lieber Herr!"

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten, hinabzuklettern. Allein der andere wehrte ihm. „Bleib nur", sagte er, „du hängst mir eben recht!"

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herrjemine!" sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie können es mit mir allein abmachen! Es ist mehr Pläsier dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!"

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen!" sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging, aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten —, und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunklen Garten hinaus.

Der Junge reckte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen, denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüberstehende Äste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?" fragte der andere.

„Es wird schon", sagte der Junge.

„So komm herunter!"

„Es ist nur", erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!"

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?"

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken." Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klinken an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!" murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?"

„Sie wissen schon", sagte der Junge, „'s wird alles sauer verdient."

„So fang und laß dir flicken!" Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?" sagte er keuchend, „du kannst nun gehen!"

„Freilich!" sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!"

„Den Sack?"

„Er ist mir da vorher hinabgefallen."

„Was geht das mich an?"

„Nun, lieber Herr, Sie stehen just da unten!"

Der andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger tat einen verzweifelten Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untersetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge vermaledeiter! — aber daß du mir nicht wiederkommst!“ und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja!“ sagte der Junge, indem er dem andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den roten, die fallen ins Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zähnen die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde. Als dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er soeben das kleine Fenster wieder zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rücklings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befingerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er sich lautlos an der anderen Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Hause war.

Chromolux gegen Hauterkrankungen.

Aufsehen erregende Heilerfolge mittels roten Lichts.

Frühere Generationen erzielten vielfach mit höchst einfachen Mitteln recht beachtliche Wirkungen, in Sonderheit auch auf medizinischem Gebiet. Diese Tatsache läßt sich nicht wegleugnen. Mag auch die Gegenwart auf die Heilkunde unserer Vorväter noch so verächtlich herabblicken, hin und wieder stellt sich doch heraus, daß jene über recht erfolgreiche Kenntnisse und Methoden verfügten, die später völlig verloren gegangen sind und erst in unserer Zeit von neuem entdeckt werden mußten.

Ein schlagendes Beispiel hierfür liefert die Wiederentdeckung der Heilwirkung roten Lichts bei entzündlichen Hauterkrankungen, die unlängst dem Budapester Dermatologen Dr. Mezei gelang. Daß Lichtstrahlen der genannten Färbung eine starke Heilwirkung zukommt, wußten bereits die Alten, und im Mittelalter bediente man sich ihrer im Kampf gegen die Blattern, da man die Erfahrung gemacht hatte, daß unter der Einwirkung roten Lichts auf die Haut die entstellende Narbenbildung nicht erfolgte. Das Verfahren geriet später jedoch in Vergessenheit oder wurde als Aberglaube verlacht. Dr. Mezei hat es nun von neuem zu Ehren gebracht.

Der Genannte erprobte die Heilwirkung roten Lichts zunächst an Kaninchenohren, die er zu einem Teil fünf Minuten lang in Wasser von einer Temperatur von 50 Grad hielt, während andere zum Gefrieren gebracht wurden. Dann untersuchte er an den so vorbereiteten Teilen die Wirkung verschiedenfarbiger Bestrahlung und fand, daß, falls die verbrühten oder erfrorenen Teile genügend lange rotem Licht ausgesetzt blieben, sie innerhalb drei Tagen wieder geheilt waren, während bei einer Bestrahlung mit andersfarbigem Lichte die Heilung entweder ganz erheblich länger dauerte oder auch nicht selten ganz ausblieb, d. h. die Ohren starben eben ab.

Auf Grund dieser Ergebnisse hat der Budapester Arzt nun eine ganz neue Heilbehandlung mittels roten Lichts in die Medizin eingeführt, die er als Chromoluxtherapie bezeichnet. Sie erfolgt höchst einfach dadurch, daß man auf die erkrankten Hautstellen ein entsprechend großes sterilisiertes, rotfarbiges Häutchen legt, das durch ein zweites, mit Klebstoff versehenes an Ort und Stelle gehalten wird. Alles weitere besorgt dann das Tageslicht. Die neue Therapie dürfte in erster Linie bei allen Arten von Verbrennungen und Erfrierungen, dann aber auch bei allen übrigen entzündlichen Hauterkrankungen zur Anwendung kommen. Ob sie, wie man schon behauptet hat, eine Revolution auf dem Gebiete der Heilung derartiger Entzündungen darstellt, wird man erst abwarten müssen; die bisherigen Erfolge lassen es aber keineswegs erscheinen, daß dem in der Tat so ist. **W. Ackermann.**

Bunte Chronik



* **Abenteurer, Gentleman und Charmeur.** Finch Hatlon, der beste Freund des Prinzen von Wales, ist tot. Seit seinen Jugendjahren machte er von sich reden und versetzte die kühlen und kaltblütigen Briten in helle Begeisterung. Es gab keine Sportart, die Finch Hatlon nicht betrieben hätte: Reiten, Fußball, Cricket, Rugby, Segel- und Motorsport. Wenn er von seinem mit Staub und Schmutz bedeckten Motorrad herabstieg oder von seinem schäumenden Reitpferd heruntersprang, war er die personifizierte Eleganz. Er war das leuchtende Vorbild für jeden sportbegeisterten Engländer. Ist es denn verwunderlich, daß der Prinz von Wales sein bester Freund war? Nach Beendigung des Universitätskollegs machte Finch Hatlon den ersten großen Sprung ins Abenteuer. Er zog nach Afrika und durchstreifte die wildesten Gegenden des schwarzen Kontinents, teils im Auto, teils zu Fuß. Sieben Flugzeuge verbrauchte Finch Hatlon auf seinen gewagten Fahrten, um in jene Gebiete eindringen zu können, die von Menschenfuß früher nicht betreten waren. Mit Negerstämmen, die den weißen Menschen gegenüber am feindlichsten gesinnt waren, verstand es Finch Hatlon, Freundschaft zu schließen. Die englische Presse berichtet von phantastischen, märchenhaft anmutenden Abenteuern Hatlons. Einmal geriet er in einen Todeskampf mit einem Krokodil, das er am Nilufer photographieren wollte. Das Tier faßte ihn am Rock und riß seine menschliche Beute mit ins Wasser. Auch in dieser Stunde größter Lebensgefahr verlor Hatlon den Mut und die Geistesgegenwart nicht. Mit äußerster Kraftanstrengung bohrte er seine Daumen in die Augen des Krokodils. Das erblindete Tier ließ den Mann los. Als der Prinz von Wales vor Jahresfrist eine Reise durch Afrika unternahm, saß Hatlon am Steuer seines Flugzeuges.

•

* **Die englischen Schwarzhörer haben Angst.** Den englischen Schwarzhörern scheint ein heilsamer Schrecken in die Knochen gefahren zu sein. Nicht weniger als zehntausend Gerätbesitzer haben kürzlich an einem einzigen Tag in London den Antrag auf Zulassung als Hörer gestellt. Der Andrang beim Postamt war derartig stark, daß ein großer Teil der Antragsteller auf die nächsten Tage vertröstet werden mußte. Der Grund für diese plötzlich erwachte Ehrlichkeit von zehntausend Schwarzhörern ist kein rein zufälliger. Vielmehr hatte die Postverwaltung in den letzten Tagen einen Prüfungswagen eingestellt, der verschiedene Straßen der Hauptstadt durchfuhr, hier und dort hielt und mit einem neu erfundenen Gerät Schwarzhörer zu ermitteln versuchte. Dies gelang ihm auch in Dutzenden von Fällen. Die Sünder wurden angezeigt, und sie sehen nun einer empfindlichen Strafe entgegen. Daher auch der plötzliche Massenandrang vor dem Postschalter.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.